

Prof. Dr. Rolf Schieder, Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

3. Sonntag im Advent, 17. Dezember 2017, 18 Uhr

Predigt über Predigt über Römer 15,4-13

am 17.12.2017 im Berliner Dom

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Denn was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, damit wir durch Geduld und den Trost der Schrift Hoffnung haben. Der Gott aber der Geduld und des Trostes gebe euch, dass ihr einträchtig gesinnt seid untereinander, wie es Christus Jesus entspricht, damit ihr einmütig mit einem Munde Gott lobt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus. Darum nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre. Denn ich sage: Christus ist ein Diener der Beschneidung geworden um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, um die Verheißungen zu bestätigen, die den Vätern gegeben sind; die Heiden aber sollen Gott die Ehre geben um der Barmherzigkeit willen, wie geschrieben steht (Psalm 18,50): „Darum will ich dich loben unter den Heiden und deinem Namen singen.“ Und wiederum heißt es (5. Mose 32,43): „Freut euch, ihr Heiden, mit seinem Volk!“ Und wiederum (Psalm 117,1): „Lobet den Herrn, alle Heiden, und preisen sollen ihn alle Völker!“ Und wiederum spricht Jesaja (Jesaja 11,10): „Es wird kommen der Spross aus der Wurzel Isais, und der wird aufstehen, zu herrschen über die Völker; auf den werden die Völker hoffen.“ Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Friede im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes.

Liebe Gemeinde,

es gibt Bibeltexte, die bleiben einem beim ersten Hören und Lesen merkwürdig verschlossen. Worum geht es dem Paulus eigentlich? Ich will sein Kernanliegen so zusammenfassen: Es geht ihm um die gemeinsame Hoffnung von Juden und Christen – und darum, wie Juden und Christen miteinander umgehen sollen – nämlich als einander Annehmende. Paulus will vor allem bei den Christen, die vor ihrer Taufe keine Juden waren, Verständnis für die fundamentale Bedeutung der Heiligen Schrift, also der Hebräischen Bibel, wecken: sie sei Juden und Christen zur Lehre geschrieben. Diese Lehre sei aber kein trockener Formelkram, sondern eine Lehre, die tröste und Hoffnung mache.

Paulus bemüht sich so sehr, die fundamentale Rolle der Hebräischen Bibel hervorzuheben, dass unser Predigttext ein merkwürdiges Ungleichgewicht hat. Ermüdend viele Zitate aus der Hebräischen Bibel finden wir im Schlussteil des Textes. Was verbindet sie? Gibt es einen „roten Faden“? In allen Zitaten geht es prominent um „die Heiden“. Wer aber sind „die Heiden“? Wirft man einen Blick in den griechischen Urtext, dann stellt man fest, dass dort überhaupt nicht von „den Heiden“ die Rede ist, sondern von „den Völkern“. Paulus selbst sprach also gar nicht von „den Heiden“, sondern von „den Völkern“. Allerdings stellt er „die Völker“ „dem Volk“ gegenüber - auf der einen Seite das „erwählte Volk“, auf der anderen Seite die vielen Völker, die keine spezielle, keine ausgezeichnete Beziehung zu und keine Geschichte mit Gott haben.

Dass Luther das griechische Wort „Völker“ mit „Heiden“ übersetzt, ist deshalb so irreführend, weil wir uns beim Lesen und Hören des Textes als getaufte Christen gewissermaßen automatisch mit Christus und Paulus identifizieren und unter „Heiden“ „die Ungetauften“ verstehen. Paulus geht es aber hier gar nicht um die Taufe, sondern um das Verhältnis derjenigen Christen, die vorher keine Juden waren, zum jüdischen Volk. In diesem Sinne sind auch wir „Heiden“. Die vielen Zitate aus der Hebräischen Bibel sollen nun beweisen, dass das erwählte Volk Israel und alle anderen Völker nicht beziehungslos nebeneinander existieren.

Sehen wir uns die Zitate der Reihe nach etwas genauer an: Psalm 18 erinnert die Mitglieder des erwählten Volkes daran, dass sie Gott nicht nur zuhause und im Verborgenen loben sollen, sondern überall – in der Hoffnung, dass sich die anderen Völker von diesem Gotteslob beeindruckt lassen. Im 5. Buch Mose

werden hingegen die anderen Völker dazu aufgefordert, nicht teilnahmslos zuzusehen, wie es dem Volk Gottes ergeht, sondern sich mit diesem zu freuen. Ganz ähnlich sieht es Psalm 117: Alle Völker sollen Gott loben, nicht nur das erwählte Volk. Mit dem Zitat aus Jesaja 11 verweist Paulus auf die gemeinsame Zukunft des erwählten Volkes und aller Völker dieser Erde: Am Ende der Zeiten wird der Messias kommen und das Reich Gottes auf Erden errichten. Alle sehnen sich nach einer Weltgemeinschaft, in der die Völker einander nicht mehr bekämpfen, sondern in der alle in ewigem Frieden, vollendeter Gerechtigkeit und aufrichtigem Wohlwollen einander verbunden sind. Solch ein Reich – so die gemeinsame Hoffnung von Juden und Christen – wird der Messias, der endzeitliche Friedefürst, errichten.

Christen glauben also mit den Juden, dass der Messias am Ende der Zeiten mit weltverändernder Macht kommen wird, dass er Gericht halten und sein ewiges Friedensreich errichten wird. Christen glauben aber darüber hinaus, dass der Messias nicht nur am Ende der Zeiten kommen wird, sondern dass er sich schon einmal gezeigt hat. Er war in der Person Jesu schon einmal unter uns – und hat versprochen wiederzukommen. Wollte man den Unterschied zwischen Juden und Christen möglichst geringhalten, dann könnte man sagen, dass die Juden daran glauben, dass der Messias am Ende der Zeiten bei seiner Ankunft sagen wird: „Hallo, da bin ich!“ Und die Christen glauben, dass der Messias am Ende der Zeiten sagen wird: „Hallo, da bin ich wieder!“

Nicht wenige nehmen ganz selbstverständlich an, dass die Bezeichnung „Jesus Christus“ so etwas wie der Vor- und der Nachname Jesu sind. So wie jemand Herta Müller heißt, so heißt Jesus halt Jesus Christus. „Christus“ wäre dann ein Name ohne besondere Bedeutung. So verhält es sich aber ganz und gar nicht. Wenn wir Jesus Christus sagen, dann ist das so, als ob wir „Angela, die Bundeskanzlerin“ sagen würden, oder „Walter, der Bundespräsident“. „Christus“ ist das griechische Wort für den „Messias“. Und „Messias“ ist kein Name, sondern ein Amt. Verglichen mit allen politischen Ämtern dieser Welt, ist es das allerpolitischste. Alle Politik läuft letztlich auf ihn hinaus. Alle Herrscher dieser Welt müssen eines Tages anerkennen, dass Jesus als der Christus der Herr ist. Er ist der „König aller Königreich, ein Herrscher aller Welt zugleich“. Christus ist der Friedefürst, der – wie es im Wochenspruch heißt – „gewaltig“ kommt.

Diese eminent politische Dimension des Kommens Jesu nehmen wir in der Regel nicht ganz ernst. Wenn aber Paulus etwa davon spricht, dass Jesus der „Herr“ ist, dann benutzt er einen Begriff, der seinerzeit dem politischen Herrscher vorbehalten war. Der Skandal bestand darin, dass Paulus behauptet, dass gerade der leidende Gerechte, dass der brutal Gekreuzigte am Ende allen Mächten und Gewalten dieser Welt überlegen ist. Das ist ein gewagter Glaube – aber ein Glaube, der seine weltverändernde Kraft schon öfter unter Beweis gestellt hat. Das Ende der Sklaverei etwa oder das Ende der Apartheid wäre wohl ohne das Engagement von Menschen, die an die befreiende Kraft des Evangeliums glaubten, nicht so schnell gekommen.

Wir warten also nicht aufs Christkind, sondern auf eine friedlichere, eine gerechtere, eine liebevollere Welt. Die politische Dimension unseres Wartens wird gerne durch kitschige Krippenromantik überlagert. Weihnachten wird als Familienfest zelebriert – nicht jedoch als die Ankunft des endzeitlichen Weltenherrschers. Nun muss man freilich auch Verständnis dafür aufbringen, dass viele Familien das Politische in den Weihnachtstagen lieber ausklammern. Niemand wünscht sich am Esstisch erbitterte Streitigkeiten darüber, ob Donald Trump wirklich ein Christ ist, oder ob er nur so tut; ob das Eintreten für den Familiennachzug Christenpflicht ist oder ob man mit gutem Gewissen Grenzen ziehen darf.

Oder nehmen wir die Entscheidung des amerikanischen Präsidenten, Jerusalem als Hauptstadt des Staates Israel anzuerkennen. Müssen wir als Christen, die dem Volk Israel in besonderer Weise verbunden sind, dem Schritt Trumps folgen? Der israelische Präsident Netanjahu hat die Europäer nachdrücklich dazu aufgefordert – und die haben dieses Ansinnen ebenso nachdrücklich abgelehnt.

Gibt es eine christliche Haltung in diesem Konflikt? Christen leben in der Spannung von Verheißung und Erfüllung. Der Messias ist in der Person Jesu Christi schon unter uns – aber sein Kommen als König aller Königreich steht noch aus. Wir leben in der Spannung von „Schon“ und „noch nicht“. Was bedeutet dieses „Im Zwischen“ für unsere Haltung in politischen Tagesfragen? Der amerikanische Präsident hat für seine

Entscheidung, Jerusalem als die Hauptstadt des Staates Israel anzuerkennen, Lob und Kritik geerntet. Mich irritierte das Lob des von mir hoch geschätzten Londoner Rabbiners Lord Jonathan Sacks. Sacks argumentierte: Über 660 Mal werde Jerusalem in der Hebräischen Bibel erwähnt. Jerusalem sei das „schlagende Herz“ des jüdischen Glaubens seit mehr als 3000 Jahren. Nie hätten die Juden aufgehört, für Jerusalem zu beten. Und deshalb freue er sich über Trumps Entscheidung.

Für mich liegt hier ein theologisch-politischer Kurzschluss vor. Biblische Verheißungen werden hier für eine tagespolitische Entscheidung instrumentalisiert. Ein mir befreundeter Rabbiner argumentiert ganz anders: Jerusalem ebenso wie die Vorstellung von einem „verheißenen Land“ entwickle seine inspirierende Kraft aus der „Verheißung“. Wenn aber aus dem „verheißenen Land“ ein Land geworden sei, das man „besitze“, dann sei das Potential der Verheißung verpufft. Das politische Israel und das verheißene Land müsse man als zwei kategorial grundsätzlich verschiedene Größen behandeln. Wenn Regierende, Landbesitzer und Landbesetzer behaupten dürfen, dass hier und heute die Verheißung eines Reichs ewigen Friedens, vollendeter Gerechtigkeit, vollkommenen Wohlwollens verwirklicht worden sei, dann wäre dies das Ende des Glaubens an den kommenden Messias und recht eigentlich zynisch.

Die politische Kraft des Glaubens an den Messias, an den kommenden Christus liegt also gerade nicht darin, die Spannung zwischen Verheißung und Erfüllung aufzuheben, sondern sie immer wieder stark zu machen. Und so werden auch Christen sich jeder Instrumentalisierung biblischer Verheißungen für tagespolitische Zwecke widersetzen. Gott selbst entscheidet, wann es Zeit ist, sein endzeitliches Reich zu errichten. Es ist nicht unsere Aufgabe, an der Apokalypse zu arbeiten – sei es, indem wir Schreckensszenarien zeichnen, sei es, dass wir meinen, selbst das Reich Gottes auf Erden errichten zu können.

Politik und Religion können nicht voneinander getrennt werden – sie müssen aber sehr, sehr sorgfältig unterschieden werden. Der Glaube an den kommenden Messias hat für allem die Aufgabe, uns die Hoffnung nicht aufzugeben zu lassen – eine Hoffnung, die sich in der Tagespolitik z. B. als die Fähigkeit zur Geduld zeigt. Gerade weil wir wissen, dass letztlich Gott die Weltgeschichte bestimmt, können wir in tagespolitischen Fragen geduldig nach Kompromissen suchen und versuchen, allmählich, Schritt für Schritt, unter Berücksichtigung möglichst vieler Anliegen und zum Wohle der größtmöglichen Zahl tätig zu werden.

Die Bibel ist kein Parteiprogramm. Sie erwartet von Christen in der Politik aber eine bestimmte Haltung. Unser Predigttext gibt eine ganze Reihe von Hinweisen, wie diese Haltung aussehen könnte:

- Wir sollen uns von der Schrift belehren lassen. Lesen bildet, Tradition macht stark.
- Geduldig und getröstet sollen wir nach Eintracht und Einmütigkeit streben. Heute scheint es hingegen besonders schick zu sein, sich zu profilieren.
- Wie Christus uns angenommen hat, so sollen wir auch andere annehmen. Diese biblische Weisheit wird in den politischen Wissenschaften heute als „Menschenrecht auf Anerkennung“ vertreten.
- Der Begriff, der wie eine Klammer unseren Text zusammenhält, ist der Begriff „Hoffnung“. Hoffnung ist ein Geschenk. Das Gegenteil von Hoffnung ist Verzweiflung. Verzweiflung aber macht zynisch. Hoffnung richtet sich immer auf etwas Bestimmtes. Die christliche Hoffnung reicht weit über unsere Lebenszeit hinaus. Sie richtet sich auf das Ganze. Sie hofft darauf, dass das, was sich auf dieser Erde zuträgt, nicht sinnlos ist. Sie hofft darauf, dass Gott mit dieser Welt etwas vorhat. Sie hofft darauf, dass sich Gottes Liebe und Barmherzigkeit am Ende durchsetzen werden.
- Hoffnung, Geduld, Trost, Freude und Frieden im Glauben können wir uns nicht selbst geben. Sie alle sind Gnadengaben Gottes. Paulus macht das sehr deutlich, indem er zu Beginn und am Ende des Predigttextes darauf hinweist, dass der Gott der Geduld, der Gott des Trostes und der Gott der Hoffnung uns mit all diesen Haltungen beschenkt.

Paulus will von Überheblichkeit nichts wissen. Respekt vor der je eigenen Tradition und der anderer fordert er ein. Unterschiede will er nicht unter den Teppich kehren. Wenn er am Ende der Gemeinde Frieden und Freude wünscht, dann ist das keine Konfliktvermeidungsstrategie und falsches

Harmoniebedürfnis. Friede und Freude der Christen sind ein Abglanz der Liebe und der Barmherzigkeit Gottes. Inmitten aller Differenzen und Auseinandersetzungen sind wir getragen von der Hoffnung auf den kommenden Gott. Das ist die tröstliche Kernbotschaft der Adventszeit. Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.